

»Die Katze Erinnerung, wie du sagst.« – »Ja. Unabhängig, unbestechlich, ungehorsam. Und doch ein wohltuender Gesell, wenn sie sich zeigt, selbst wenn sie sich unerreichbar hält.«

Uwe Johnson

Der dunkle Wald

Erinnert von: Gregor Cürten, Maler

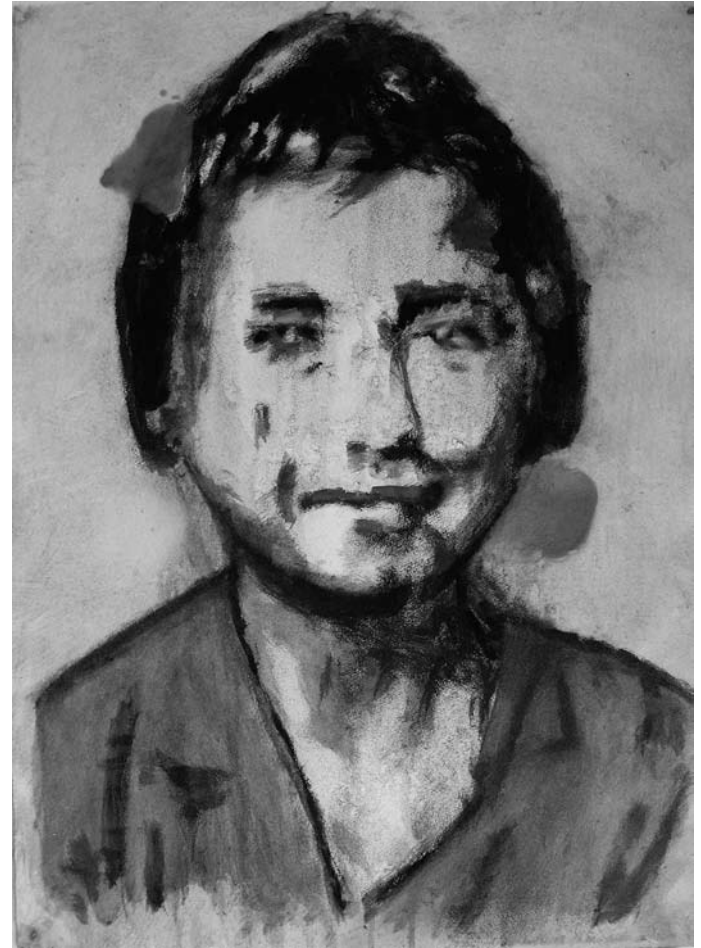
So eine tiefe Liebe, die erste Liebe zur Mutter. Mir ist es nicht vergönnt gewesen, dieses Gefühl.« Das sagt der Maler Gregor Cürten. Erst spät, mit über vierzig Jahren, fiel ihm der Mangel auf, als eine Bekannte von dem Glück sprach, das sie empfand, wenn die Mutter sie auf den Schoß nahm und streichelte. Er selbst kann sich nicht erinnern, jemals auf dem Schoß seiner Mutter gesessen zu haben. Dafür aber gab es Christa. Christa die Kinderfreundin, Christa, die »erste große Liebe« schon ganz früh im Leben. »Geborgenheit und Schutz.« Christa, »eine Zentralerscheinung in diesem großen Kosmos der Liebe.«

Das Atelier in Berlin-Moabit hat hohe weiße Wände, Jugendstil-Stuck an der Decke, sorgfältig abgezogene Dielen und das Grün dichter Bäume vor dem Fenster. Fast zu schön für eine Werkstatt, wären da nicht die verstörenden Bilder des Gregor Cürten nach Vorlagen von Fotos aus den Fünfzigerjahren. In kaltem Blaugrün oder düsteren Braun- und Grautönen zeigen sie, die Umrisse verwischt, Menschen mit Gesichtern zum Fürchten.

Cürten sieht gut aus für seine zweiundsechzig Jahre. Das Gesicht ist unverkommen, die Ausstrahlung vital. Schon bei unserer ersten Begegnung sprach er von seiner Kindheit in der Adenauer-Ära, der Kunst, die daraus entstand, und von seiner Vergangenheit als Alkoholiker. Kaum zu glauben, dass dieser Mann einst stark getrunken hat. Jetzt stellt er ein Bild auf, das er extra für mich hervorgeholt hat, *Vater und Sohn*. Es zeigt Kühler und Frontscheibe eines Autos. Darin, halb verdeckt vom Lenkrad, das Gesicht eines Knaben, das Angst und Hilflosigkeit verrät. Draußen vor dem Auto steht der Vater, die Hand am Türgriff. Eine mächtige Erscheinung mit strengem Blick aus starren, grausamen Augen.

Wo denn das Portrait seiner Kinderfreundin Christa ist, das er am Telefon erwähnte, will ich wissen. Es ist verkauft, bedauert der Maler. Ich kann es aber in seinem Katalog *Eben Bilder* sehen, der neben anderen Werken die Serie *Kindheiterkeit* dokumentiert. Fasziniert blättere ich darin herum und bleibe bei einem Bild namens *Doktorspiele* hängen. Es zeigt zwei eng nebeneinanderstehende Buben mit nach unten geneigten Köpfen und dem Ausdruck geheimen Übeltuns im Blick. Ganz anders Christa, deren Portrait ich jetzt gefunden habe. Versonnen und etwas traurig schaut sie ins Weite. Ihr Haar ist als »Bubikopf« geschnitten, und sie trägt ein Oberteil mit spitzem Kragen. Obwohl es hübsch ist, könnte man ihr Gesicht für das einer Vierzigjährigen halten. Züge eines Kindes und einer reifen Frau zugleich, einer Frau, die gelitten hat, so scheint es mir.

Schon mit vier waren Gregor und Christa ganz eng befreundet. Jeden Tag trafen sie sich zum Spielen, gingen später zusammen zur Schule und blieben, bis sie zehn waren, ein Paar. Sie lebten in Odenthal, einem Dorf mit Fachwerkhäusern und einer gotischen Pfarrkirche, im Bergischen Land. Christa war schön, sagt Cürten, und sie wohnte nicht weit von ihm in einem großen, schönen Haus im Stil der



Gregor Cürten: *Portrait Christa M.* 1957. 2010, Eitempera und Enkaustik auf Büttenpapier, 54 x 38 cm

Zwanzigerjahre. Ein dunkler, geheimnisvoller Garten mit riesigen Tannen umgab das Gebäude, ein Wald fast, durchsetzt mit Bambusrohr und anderen exotischen Gewächsen. In diesem »Wald« verbrachte Gregor die glücklichste Zeit seiner Kindheit. Christa, erinnert sich der Maler,



Gregor Cürten: *Doktorspiele ohne Jahr*. 2000, Eitempera und Enkaustik auf Baumwollgewebe, 150 x 120 cm

war ein »unglaublich guter Freund«. Ihre Beziehung zeugte von »tiefer Verlässlichkeit«. Es verband sie aber auch, versucht er zu erklären, eine »Form von kindlicher Depression«, bedingt vielleicht durch die »romantische Schwere«, die von Christas Umgebung ausging. Der »dunkle Wald« mit seinen Verstecken und Geheimnissen. Eine Schwere, die die Liebe noch intensiver werden ließ, ein »tiefes Gefühl von Leben«.

Christas Vater – ein Industrieller, wie Cürten vermutet – lebte nicht mehr. Die alleinstehende Mutter war wohlhabend und attraktiv, eine »Lebedame« mit viel Kultur und Geschmack. Es gab einen Flügel im Wohnzimmer, echte Kunst an den Wänden und Skulpturen auf Podesten. Sie selbst beschreibt er auf einem dunkelrot-samtenen Sofa sitzend, mit schwingenden Ohrringen, rot bemalten Lippen, einer Zigarette in der einen, einem Glas Rotwein in der anderen Hand. »Frau Toni Müller«, sagt Cürten langsam, »jetzt kommt es gerade.« »Was kommt?«, frage ich, und er sagt, der Name Toni, der sei ihm eben erst wieder eingefallen. Christa, fährt er fort, die durfte ihre Mutter Toni nennen. So liberal ging es bei den Müllers zu. Nicht einmal in die Kirche gingen die.

Ganz anders Gregors Eltern, streng katholisch, CDU-Anhänger und immer darum besorgt, »was die Leute denken könnten«. »Das waren die Fünfzigerjahre, das war dieser Extremstress.« Der Vater war Vertreter und Prokurist einer Spirituosen-Firma. Das Haus, das er gebaut hatte, war nicht nur viel kleiner und enger als das von Christas Mutter, sondern auch, betont der Sohn, von großer Scheußlichkeit. Ein Bau – ich sah ihn später auf einem Foto –, stereotyp für den Durchschnittsgeschmack seiner Zeit. Das gezielte Spitzdach, die aufklappbaren Holzfensterläden, der Regenschutz über der Eingangstür und die mit Schmiedeeisen vergitterten Fensterchen daneben, alles tief durchdrungen von deutscher Nachkriegs-Wohlanständigkeit. Die Motivtapiete mit Palmen im Wohnzimmer muss fast gewagt gewesen sein, entschärft allerdings durch die alles dominierende Madonna an der Wand über dem Esstisch. Sein Kinderbett, erzählt Cürten, stand unter einer schrägen Wand, und er schrie monatelang, gequält von der Angst, dass die Decke auf ihn fallen könnte. Obwohl mein Interviewpartner zu denen gehört, die das Bedürfnis haben, ihre Geschichte zu erzählen, kann er zunächst nur schwer von seiner Familie

sprechen, wie sie damals war. Lieber lässt er mich erst wissen, was ihm vor ein paar Jahren am Totenbett der Mutter widerfuhr. Er hielt die Hand der Frau, die ihn nicht lieben konnte, liebte sie plötzlich, fühlte sich geliebt und empfand Mutterliebe, zum ersten Mal im Leben.

Jetzt ist der Bann gebrochen, und Cürten beschreibt den unglücklichen Teil seiner Kindheit anhand von Beispielen: Da war der kleine grüne Trachtenhut, den er zu Weihnachten geschenkt bekam und den er hasste. Erst mit The Selecter und anderen Ska-Gruppen der Achtzigerjahre sei so etwas wieder in Mode gekommen, als er das einstige Spießeremblem längst weggeschmissen hatte. Damals also setzte Gregor den »Idiotenhut« folgsam auf und verließ damit das Haus. Sobald er im Schutz einer Buchenhecke außer Sichtweite der Eltern war, riss er sich das Ding vom Kopf und verbarg es unter der Achselhöhle. »Und als Kleiner sehe ich mich mit zugekniffenem Arsch durch die Gegend schieben mit einem Hut unter dem Arm. Das ist doch grauenhaft, oder?« Die zweite Episode trug sich an einem Sonntag zu, als er mit seinem Bruder im Garten Federball spielte. Der Vater rief beide ins Wohnzimmer. Auf dem Esstisch hatte er zehn Jerry-Cotton-Hefte ausgebreitet, die er in Gregors Schultasche gefunden hatte. Da er selbst keine »Schundliteratur« kaufen durfte, hatte der Junge die Heftchen von einem Freund geliehen. Der Vater packte das Corpus Delicti zusammen und schlug es dem Sohn um die Ohren. Dann zwang er den Gedeimütigten, ihm in den Heizungskeller zu folgen und die geliehenen Comics zu verbrennen.

Kein Wunder also, dass Gregor und Christa nie in seinem Elternhaus zusammenkamen, sondern immer nur in Frau Toni Müllers Wohnzimmer oder in ihrem sanft beschatteten Garten. Dort war es auch, wo sie wichtige Erfahrungen sammeln konnten, auf gemeinsamen »Entdeckungsreisen« hinein ins Land der Großen. So wie an der

hohen Tanne beispielsweise, vor der Christa und Gregor einmal zusammen standen, weil er ihr etwas zeigen wollte. Entschlossen nahm er seinen Schwanz, pisste in einem schönen Bogen an den Baum und sagte: »So geht das mit dem Pinkeln.« Christa versuchte es auch und scheiterte. Eine Enttäuschung für beide vielleicht, aber von nun an wussten sie vom Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Urinieren. Wichtig war auch das heimliche Experiment am Sankt-Martins-Tag. Da verkaufen die Bäcker im Bergischen Land die traditionellen Milchweckmännchen mit kleinen Tonpfeifen im Mund. Gregor und Christa sammelten diese Pfeifchen, füllten sie mit den spuckeweichen Zigarrenstummeln aus Vater Cürten's Aschenbechern, brachten sie zum Brennen und pafften tapfer, nur um zu wissen, was den Erwachsenen daran gefällt. Auch zu Doktorspielen muss es gekommen sein, meint der Zurückblickende, im Garten wahrscheinlich. »Es war warm, es war Sommer, es war dunkel. Und es macht unheimlichen Spaß, mich auch daran zu erinnern.«

Jetzt kommt Cürten auf sein Klassenfoto zu sprechen, das er mir vor dem Interview zugemailt hatte. Siebenundzwanzig Kinder, die – wie man einer von einem Mädchen in der ersten Reihe hochgehaltenen Schultafel entnehmen kann – 1954 eingeschult wurden. Ein bebrillter Lehrer im Anzug mit Krawatte. Die Mädchen in Trachtenjäckchen zu Faltenröckchen oder Kragenkleidchen. Alle in Kniestrümpfen, ein paar noch mit Zöpfen und Schleifen, mehrere mit einer gedrehten Tolle oben auf dem Kopf. Einzig die mit geschlossenem Mund und zugekniffenen Augen lächelnde Christa trägt den modernen »Bubikopf« oder, wie Cürten es nennt, eine Prinz-Eisenherz-Frisur. Die Jungen haben Scheitelfrisuren, stecken in Lederhosen und Trachtenpullovern. Gregor steht neben Christa, das Haar mit einer kleinen Spange aus der Stirn gehalten, lächelt glücklich und blickt stolz auf die Freundin. »Wir grinsen beide bescheuert«, hat

er heute dazu zu sagen, »aber ich merke mir eine gewisse Zufriedenheit an, die ich dann sehr bald verlor.«

Das geschah drei Jahre später, als Gregor und Christa zusammen von der Odenthaler Volksschule auf ein Gymnasium in Bergisch Gladbach überwechseln sollten. Christa aber fiel durch die Aufnahmeprüfung, und die Mutter schickte sie auf ein Mädchenpensionat in Opladen. So endete die frühe Zweisamkeit, und Gregor verlor den einzigen Menschen, von dem er sich als Kind geliebt fühlte und auf den er sich verlassen konnte. Ob er sich an den Abschied erinnert, frage ich und muss an Ulrich, meine eigene erste Liebe, denken. Ja, sagt er, an eine Situation im Regen. Das könne aber auch die berühmte Szene aus *Casablanca* sein, die Stimmung zumindest vergleichbar. »Christa mit einem Koffer ins Internat fahrend. Ich zurückgenommen, kein aktiver Teil, so eine Rolle, die ich dann folgerichtig später übernommen habe.«

Ohne Christa und das »tiefe, intensive Gefühl«, das ihn an sie band, verlor Gregor jeglichen Halt. Nach ihrer Abreise bekam er erst eine Leberschwellung, dann Asthma und andere Krankheiten. Wegen des Asthmas wurde er vom Sport befreit, entwickelte sich zum Außenseiter und bald auch zum Schulversager. Früh schon begann er seine Probleme mit Alkohol zu bekämpfen. Das Asthma legte sich, nicht aber der beginnende Alkoholismus, der den Heranwachsenden stumpf machte gegen den Schmerz, der von der Kindheit blieb. Genauer verbarg jahrzehntelang ein »Erinnerungsloch« oder ein »Dunkelbereich« von mindestens drei oder vier Jahren, beginnend mit der Trennung von Christa. Als Cürten seinen Bruder fragte, was während dieser Zeit geschehen sei, ob es vielleicht Geheimnisse in der Familie gab, die er dann verdrängt habe, antwortete dieser verblüfft: »Wie, das weißt du nicht, da war der Vater doch jeden Abend besoffen.« Meine Frage, ob nach der vergessenen Zeitspanne eine neue Etappe seines Lebens begann,

verneint Cürten. 1957 setzte die »große Finsternis« ein, die die Jahre danach fast vollständig und auch einiges, was davor war, verhüllte. Die erinnerungslose Zeit, versucht er zu erklären, ging dann nahtlos über in seine Zeit als Uhrmacherlehrling, Kunstschüler in Düsseldorf bei Joseph Beuys, Künstler und Familienvater, immer begleitet vom Alkohol. »Ein ganz langer Prozess, so eine ewige Pubertät, auch so eine Verantwortungslosigkeit.« Alles, auch wenn er es nicht darauf reduzieren will, eine Folge des »Verlassenwerdens« und »Verlassenseins«.

Noch immer kann ich mir meinen Gesprächspartner nicht als Säufer vorstellen, diesen souverän wirkenden, hoch aktiven Mann, erfolgreich nicht nur als Künstler, sondern auch als Grafiker, Radioautor, Ton- und Kameramann. Was für ein Mensch er denn damals war, frage ich vorsichtig. Er sei noch heute Alkoholiker, erklärt der Leidgeprüfte. »Sobald ich einen Tropfen zu mir nehme, gibt es kein Halten mehr.« Rumgebrüllt habe er im Suff und Leute niedergemacht, auch eine ebenfalls stark trinkende Freundin angegriffen, als die mit einer Schere auf ihn losging. Ihren Anfang nahm die Krankheit auf ersten Partys im Teenageralter. Da wusste Gregor immer, wo Wein, Bier oder Schnaps standen. Unbemerkt fand er seinen Weg dorthin und betrank sich, so schnell er konnte, immer heimlich und ohne jede Freude am Rausch. Nie sei es um Genuss gegangen, sondern immer »ums Abdichten«. Er wollte nichts spüren.

Den Höhepunkt seiner Sucht markiert ein Vorfall von 1981. Cürten lebte damals als Stipendiat des bekannten Kunstzentrums PS1 in New York in einem großzügigen Atelier. Seine Exfrau mit den zwei Söhnen war zu Besuch, und er hatte den Gästen erklärt, dass sie nie ohne mindestens zwanzig Dollar in der Tasche herumlaufen sollten. Bei einem möglichen Überfall könne der Räuber sonst böse und gewalttätig werden. Gregor selbst betrank sich am selben Abend in der *Red Bar*, einer beliebten Künstlerkneipe der

Lower East Side. Als er spät in der Nacht nach Hause kam und gerade die Tür aufschließen wollte, kam jemand von hinten und setzte ihm ein Messer an den Hals. Normalerweise hätte er dem Kleinkriminellen sein Bargeld gegeben, und dieser wäre damit abgezogen. Cürten aber hatte alles in der Kneipe ausgegeben, nicht einmal Kleingeld war bei ihm zu holen. Der ohne Beute Ausgegangene rächte sich daraufhin mit einem Messerschnitt vom Ohr bis zur Kehle. Eine falsche Bewegung von Cürtens Seite hätte den Tod bedeuten können, aber er war zu betrunken, um sich auch nur zu fürchten. Mechanisch betrat er sein Atelier, versuchte, die anderen nicht zu wecken, und legte sich ins Bett. Als er einschlief, begann das Blut aus der Wunde zu schießen wie ein Springquell. Er stürzte ins Bad und wickelte ein Handtuch um den Hals, das sich augenblicklich mit Blut vollzog. So fanden ihn die Verwandten.

Sechs Jahre später gelang Cürten der Entzug. Er stabilisierte sich, wurde, wie viele sagen, ein anderer Mensch und brach zu neuen kreativen Ufern auf. Das Thema Fünfzigerjahre stand jetzt im Vordergrund, und er begann seine Kindheit künstlerisch zu erfassen. Das Fotoalbum, das ihn die Mutter einst anlegen ließ, war noch da, und er griff begierig nach den gelbstichigen Bildchen mit Zackenrand. Er malte das Vater-und-Sohn-Bild, sich selbst nach einem Ball springend, das Portrait eines verklemmt durch quadratische Brillengläser äugenden Schulfreundes, das eines Nachbarsmädchens namens Resi und schließlich Christa. Tiefer und tiefer tauchte der Künstler in die Vergangenheit ein, und Erinnerungen aus den Jahren des Dunkelbereichs tauchten auf, wie wenn der Pinsel zum Zauberstab geworden wäre, der Vergessenes zurückholen kann. Zwei uralte und besonders haltbare Maltechniken wählte er für diese Bilder: Eitempera, die Farbe der Ikonen, und Enkaustik, das Versiegeln der Farbe mit Wachs, schon von den alten Ägyptern für ihre Mumienbilder benutzt. Ob er die neu

gewonnenen Erinnerungen für die Ewigkeit bewahren wollte, frage ich. Wahrscheinlich, meint er, und schildert das, was damals wiederkam.

Es ist finster und beklemmend, der kleine Gregor liegt im Bett, wacht auf und hört, wie die Eltern sich vor seiner Tür anschreien, weil der Vater mal wieder volltrunken ist. Oder, ein ruhiges Halbdunkel: Christas schöne Mutter mit dem Weinglas und der Zigarette auf dem bordeauxroten Sofa vor dem Klavier. Die großzügige Dame von Welt, deren Haus und Garten ihm so viel bedeuteten, ist wieder da, nachdem sie vierzig Jahre aus seinem Bewusstsein gelöscht war. Ein »Geschenk« sei das gewesen, sagt der Maler, als er sie plötzlich sah oder die Eltern vor seiner Tür brüllen hörte.

Die vielen Fotos des Kinderpaares im Album schließlich – »mit Christa im Schnee, auf dem Sofa, bei einem Geburtstag, immer wieder Christa und Gregor« – weckten den Wunsch nach einem Wiedersehen und den Austausch von Erinnerungen. Ob sich Christa vielleicht nicht an den »dunklen Wald«, sondern an die »lichte Wiese« erinnern würde? Was wohl aus ihr geworden ist, fragte sich Cürten und begann zu fantasieren. Dann rief er seinen Bruder an und bat ihn herauszufinden, was die Freundin heute macht und wo sie lebt. Zwei Wochen später kam der Bruder als Bote trauriger Nachrichten. Christa besuchte eine Dolmetscherschule, wurde Fremdsprachenkorrespondentin und Simultanübersetzerin. Sie wurde aber auch Alkoholikerin und nahm sich mit nur einundvierzig Jahren das Leben.

Cürten verzichtete auf weitere Nachfragen oder Recherchen. Er dachte sich sein Teil, und das war schlimm genug. Warum wird einer Alkoholiker? Weil er vom Vater genetisch belastet ist? Warum dann aber er und nicht der Bruder? Warum begann Christa zu trinken? Immer wieder sah er ihre Mutter vor sich, mit dem Glas, in dem der Rotwein funkelte. Der Sohn des heimlich trinkenden Bie-

dermanns und die Tochter der fröhlichen Trinkerin, prädestiniert für ein ähnliches Schicksal? Es gibt keine Zufälle, meint Cürten, sondern einen Plan, dessen »scheinbare Unentrinnbarkeit« man aber auch überwinden könne. Er selbst fühlt sich heute wie in einem anderen Film. Alles, was bisher vorgesehen war, kann er jetzt in einem »neu gewonnenen Leben« auch »anders realisieren«.

Damals aber, konfrontiert mit der furchtbaren Wahrheit von Christas Selbstmord und überwältigt von den psychologisch offensichtlichen Zusammenhängen, hielt er nicht stand. Christa aus dem Leben getreten, aus dem eigenen und aus seinem zum zweiten Mal, das trieb den Verlassenen noch einmal der Sucht in die Arme. Fünf Jahre lang, stärker noch als vorher, bis zu einem Punkt, wo die Alternative »Verrecken oder Aufhören« unausweichlich war. Dann schließlich, bekennt er, half ihm das Wissen um Christas Selbstmord, denn so enden, das wollte er nicht.

Jetzt erst traue ich mich, nach dem inspirierenden Fotoalbum zu fragen, das zu zeigen mir Cürten versprochen hat. Ja, es hat sich trotz eines gerade überstandenen Umzugs gefunden. Ein Buch mit blauem Einband, innen schwarzen Seiten und jenem transparenten Schutzpapier, unter dem man die Fotos wie hinter Storevorhängen zunächst nur ahnen kann. Der Inhalt aber ist unvollständig, Lücken klaffen fast auf jeder Seite. Von den fehlenden Bildern zeugen nur die aufgeklebten Einsteckhalterungen und die von Gregor selbst in Schönschrift hinzugefügten Legenden. Die zum Malen benutzten Fotos nämlich hat er in einem extra Ordner aufgehoben, der noch nicht wieder aufgetaucht ist. Ich muss also mit ein paar Kleinkindfotos meines Protagonisten, Gruppenfotos mit Frauen in wadenlangen, wahrscheinlich blau-weiß geblühten Nachkriegskleidern und einem Vater-Mutter-Kind-Dokument vorliebnehmen. Auf Letzterem ist Gregor am Tag seiner ersten Heiligen Kommunion zu sehen. Er trägt ein schwarzes Mäntelchen und verzieht den

Mund zu einem gequälten Lächeln. Hinter ihm eine säuerlich dreinblickende Frau, die linke Hand an ihres Sohnes Rücken, wie um ihn vorzuzeigen oder vorwärts zu stoßen. Auf der anderen Seite ein breitschultriges Mannsbild der Adenauer-Ära in sehr aufrechter Haltung, die Haare wie mit dem Lineal gescheitelt, den wahrscheinlich enormen Bauch unter einem Zweireiher kastenförmig vertuscht. Seine rechte Hand ruht fest auf Gregors Schuler, eine Geste absoluter Herrschaft. Der Sohn dazu: »Damals hat er schon stark getrunken.«

Weder von seiner früheren Frau noch von anderen Lebensgefährtinnen mag Cürten viel erzählen, denn jetzt gibt es nur noch Rosa. Die ist es, versichert er, die Christa am ähnlichsten ist. Gern und zärtlich spricht er von dieser Frau, einer Kunstgeschichtlerin, mit der er zusammenlebt. Auf wunderbare Weise sogar hat der Anfang dieser Beziehung etwas mit Christa zu tun: Sie sahen sich zum ersten Mal bei der Eröffnung einer Einzelausstellung des Malers in Frankfurt. Rosa begeisterte sich sofort für seine Bilder und kaufte eins aus der Serie *Kindheiterkeit*. Diesem Portrait eines Nachbarmädchens hatte ein bei Christas Geburtstag aufgenommenes Foto zur Vorlage gedient. Ob ich das Bild sehen will, fragt mein Gastgeber und führt mich in die Wohnung nebenan, wo er mit Rosa wohnt. An einem Ehrenplatz hängt dort *Resi B.*, die Christas Schwester sein könnte. Oder hat er eine Mischung aus beiden gemalt? Ich meine sogar, Christas zugekniffene Augen von dem Klassenfoto wiederzuerkennen. Auch Resi ist scheinbar zu alt für ihr Alter, nur durch Frisur und Kragenoberteil als Kind der Fünfzigerjahre zu erkennen. Hinter ihrem Kopf, als Bild im Bild, das Portrait eines Mannes, der mich an den Künstler erinnert. Sein linkes Auge fixiert den Betrachter skeptisch, fast scharf, während das rechte wie in Nebel gehüllt ist. Nein, das ist kein Selbstbildnis, sondern die Kohlezeichnung eines Unbekannten, die über dem Sofa von Christas

Mutter hing, erfahre ich. Rosa jedenfalls kaufte *Resi B.*, und nicht viel später waren Gregor und Rosa ein Paar.

Vielleicht ist der Bezug zu Christa nur eine Konstruktion, überlegt Cürten, so wie all seine Erinnerungen auch Fantasien sein könnten. Außerdem ist er im Leben noch nirgendwo endgültig angekommen, will noch viel erleben und viel malen. »Aber«, so sein abschließendes Statement, »ich habe den Wald wiedergefunden, in dem ich damals gespielt habe.« ❖

Aus:

Ulrike Heider: »Die Leidenschaft der Unschuldigen. Liebe und Begehren in der Kindheit – Dreizehn Erinnerungen« | ISBN 978-3-86505-243-8 | © 2015 Bertz + Fischer Verlag | www.bertz-fischer.de